SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten

Honer, Anne

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Honer, A. (1994). Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, *20*(3), 623-640. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39274

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Schweiz. Z. Soziol./Rev. suisse sociol., 20 (3), 1994, 623–640

DAS EXPLORATIVE INTERVIEW

Zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten

Anne Honer
Seminar für Soziologie, Hochschule St. Gallen

1. Eine besondere Kommunikationsform

Nicht erst das Auslegen von wie auch immer „vorgefundenen" oder „erzeugten" Texten, auch das *Reden* mit Menschen ist eine „Kunst", auf die man sich als Sozialwissenschaftlerin vielleicht nicht ganz voraussetzungslos einlassen sollte, auch wenn das Miteinanderreden im Alltag typischerweise wie eine selbstverständliche Befähigung (mehr oder weniger) einer jeden von uns erscheint, denn „im Interview sprechen nicht einfach nur Menschen zu Menschen, sondern geben auf einigermaßen gezielte Fragen von Menschen einer bestimmten Art – Menschenwissenschaftler – Antwort." (Luckmann 1988a, S. 3).

Das Interview läßt sich somit beschreiben als relativ diffizile, prinzipiell *asymmetrische* Kommunikationsform, die aber gleichwohl immer von *beiden* Beteiligten gemeinsam hergestellt und unterhalten wird, weil z. B. *beide* versuchen (müssen), während der Interviewsituation herauszufinden, was die jeweils andere „eigentlich will" (was ihre tatsächlichen Interessen sind, wie sie die Situation sieht, wie sie ihr Gegenüber einschätzt, usw. – vgl. dazu auch Denzin 1978, S. 130 f.). Hierin ähnelt das Interview also wieder durchaus dem Alltagsgespräch.

Interviews evozieren aber – gelingenderweise – das, was die Linguistin Elisabeth Gülich „funktionale" Erzählungen nennt: Erzählungen, die in einem übergeordneten Handlungsschema eine bestimmte Funktion erfüllen. Diese grenzt sie ab von „nicht-funktionalen" Erzählungen, also solchen, die in bezug auf Gesprächsinhalte keine, wohl aber in Bezug auf die *Beziehung zwischen den Kommunikationspartnerinnen* eine Funktion haben: „Beide Arten von Erzählungen unterscheiden sich deutlich in ihrer Struktur und in der sprachlichen Form. In „nicht-funktionalen" Erzählungen ist vor allem eine andere Art der Detaillierung und der Relevanzsetzung als in „funktionalen" zu beobachten,

und es wird in besonderem Maße von konventionellen sprachlichen Mustern Gebrauch gemacht, die auf ein bewußtes Bemühen des Erzählers um die sprachliche Gestaltung schließen lassen." (Gülich 1980, S. 335).

In „nicht-funktionalen" Erzählungen läßt sich z. B. ein „relativ gleichmäßiges Detaillierungsniveau" erkennen. Die Frage der Relevanzfestlegung und Kondensierung orientiert sich am Thema der Geschichte und daran, wie die Erzählung überhaupt ausgelöst wird. Erzählt wird hier weniger parallel zum tatsächlichen Ereignisablauf als vielmehr nach „dramaturgischen" Gesichtspunkten (z. B. in Form von zwischengeschalteten „Rückblenden" und von „Ausschmückungen"). Am Ende der erzählten Geschichte bzw. Geschichten steht häufig eine Pointe, d. h., es geht in „nicht-funktionalen" Erzählungen weniger um Tatsachenvermittlung als um sprachliche Gestaltungen.

In „funktionalen" Erzählungen hingegen wird das Erzählte typischerweise nur soweit detailliert, wie es für die „Gesamtaussage und für den übergeordneten Handlungszusammenhang notwendig ist" (Gülich 1980, S. 339). Informationen, die für diesen übergeordneten Handlungszusammenhang nicht relevant erscheinen, werden weggelassen. Die Reihenfolge beim Erzählen ist dem Ablauf der Ereignisse parallel. D. h., das Prinzip des first-things-first wird, um die Glaubwürdigkeit der Erzählung zu festigen, von der Handlungspragmatik in die Erzählpragmatik übernommen. Dadurch entsteht der Eindruck, die Ereignisse hätten sich so, wie sie berichtet werden, tatsächlich abgespielt. Und außerdem wird die „funktionale" Erzählung typischerweise damit abgeschlossen, daß das, was erzählt wurde, in einen „sinnhaften" Zusammenhang mit dem übergeordneten Handlungszusammenhang gebracht wird.

2. Das Interesse an der Perspektive der anderen

Deshalb ist im Design des explorativen Interviews das, was *die Befragten* selber als Rekonstruktionen ihrer thematisch einschlägigen Wissensbestände anbieten, „von besonderer Wichtigkeit. Denn als wirklichkeits-feststellende Formulierungen wirken (solche Rekonstruktionen – A. H.) entweder offenkundig oder zumindest unterschwellig als Wirklichkeitsfestlegungen. Dieser grundlegend normative Charakter rekonstruktiver kommunikativer Vorgänge verleiht ihnen ihre besondere Bedeutung in der Vermittlung handlungsorientierenden Wissens – noch unter der Schwelle expliziter Handlungsanleitungen in der Form von Geboten und Verboten, Rezepten, Maximen und Katechismen." (Luckmann 1986, S. 200 f.). Das im explorativen Interview Dargestellte dokumentiert so, was *den Gesprächspartnerinnen* in bezug auf

die angesprochenen Themen jeweils als mitteilungsfähig und mitteilungswürdig, und was ihnen eben als nicht erwähnenswert erschienen ist.[1]

Was ihnen, den Rekonstrukteurinnen „ersten Grades", den Befragten selber aber je thematisch wichtig ist, das hängt einerseits von Zufälligkeiten der Interaktionssituation „Interview" ab, und das verweist zum anderen ebenso auf ihre biographisch, in mannigfaltigen Prozessen der Erlebens- und Erfahrungsverarbeitung, gewachsenen Relevanzen: „Themen (sind) sowohl Komponenten der Rekonstruktion des Ereignisses im Interview als auch, in ihrer *Bedeutung*, Komponenten des rekonstruierten Ereignisses" (Luckmann 1988a, S. 27).

Worauf ist also besonders zu achten? Nun, zunächst einmal auf die „sprechstrukturelle" Frage, warum ein Thema angesprochen, warum es relevant geworden ist. Das kann, Schütz/Luckmann (1979) zufolge, z. B. geschehen „infolge eines Bruchs in den automatischen Erwartungen (allgemeiner: infolge einer Stockung in den lebensweltlichen Idealisierungen) ... Das neue Thema drängt sich in der Form eines hervorstechenden Unvertrauten auf" (S. 232), durch einen „Sprung" aus einem Wirklichkeitsbereich geschlossener Sinnstruktur in einen anderen, der durch die radikale Veränderung der Bewußtseinsspannung und des Erlebnis- bzw. Erkenntnisstils veranlaßt ist, infolge nicht motivierter Veränderungen in der Bewußtseinsspannung innerhalb der gleichen Wirklichkeitssphäre, oder im Kontext bestimmter Handlungsabläufe und -resultate.

Diese thematische Relevanz verweist auf ihre Verflochtenheit mit motivationaler Relevanz durch die Frage nach dem Zeitpunkt der Zuwendung zu einem Thema (d. h., es ist aus irgendwelchen Gründen *jetzt* oder jetzt *nicht* wichtig, sich dem Thema zuzuwenden). Der Zeitpunkt wiederum korreliert mit dem „Gewicht" des Themas (das Thema bestimmt den Zeitpunkt, aber umgekehrt kann auch der Zeitpunkt einem Thema „Gewicht" verleihen). Motivationsrelevanz verweist also einerseits auf die *Situation*, in der gehandelt wird (im Hinblick auf den Handlungsentwurf), und andererseits auf die *Biographie* (die Einstellung) der Handelnden. Deren Entscheidungen orientieren sich an in ihrem Wissensvorrat enthaltenen Typisierungen über die Eintrittswahrscheinlichkeit bestimmter Ereignisse (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 257) und an „übergeordneten Plänen", die – und dies ist eben bedeutsam für die Frage nach der Qualität von Interview-Daten – *nicht ausdrücklich formuliert werden müssen,* und die deshalb interpretativ zu rekonstruieren sind.

Das Interview ist also typischerweise dadurch motiviert, daß eine der Beteiligten versucht, bei der anderen „funktionale" Erzählungen hervorzulocken,

1 Vgl. dazu auch generell die von Bohnsack (1983 und 1991) weiterentwickelte, auf Mannheim und Garfinkel rekurrierende „Dokumentarische Methode der Interpretation".

d. h.: *über* die andere oder *durch* die andere etwas Bestimmtes in Erfahrung zu bringen, etwas, was in der Interviewsituation selber schon vergangen ist, was also – durch die Methode des Interviewens – rekonstruiert werden muß, ohne daß mit Sicherheit geklärt werden könnte, wie genau die ursprüngliche Situation dabei repräsentiert und rekonstruiert wird.[2]

3. Zur Auswahl von Gesprächspartnerinnen

Damit aber wird in Interviews (gleich welcher Art) eben doch – jedenfalls grundsätzlich – *der Befragten* die Aufgabe aufgebürdet, *aktiv* Ereignisse, Erfahrungen, Handlungen und Wissen zu rekonstruieren. Mithin geht die Forscherin bereits bei der *Auswahl* der Gesprächspartnerinnen – mehr oder weniger verfahrenstechnisch armiert, also mehr oder weniger naiv – davon aus, daß sie zum jeweiligen Thema in einer für das gegebene Forschungsinteresse relevanten Beziehung stehen.[3]

Diese Feststellung gilt auch für konventionelle Massenbefragungen: Hier besteht die „relevante Beziehung" der ausgewählten Interviewpartnerinnen zum Forschungsthema eben in ihren repräsentativen Qualitäten in Relation zur Stichprobenkonstruktion. Diese Feststellung gilt aber natürlich vor allem für das explorative Interview, bei dem man die Interviewpartnerinnen eben *nicht* unter Aspekten statistischer *Repräsentativität* auswählt, sondern im Hinblick auf ihre – zunächst unterstellte, im Untersuchungsverlauf dann theoretisch begründete – perspektivische *Typizität*. Die Unterstellung perspektivischer Typizität gegenüber potentiellen Gesprächspartnerinnen erfolgt z. B. im Hinblick auf *Kompetenz*-Kriterien aufgrund von Ausbildung, Funktion, Position oder anderen sozialen Zuschreibungen, oder aufgrund der (stets bis auf weiteres gemachten, also reversiblen) Annahme, daß sie über direkte, persönliche, „spezielle" Erfahrungen zu einem in Frage stehenden Thema verfügen.

2 Hierin ähnelt das Interview z. B. dem Verhör (vgl. Reichertz 1991, Schröer 1992).

3 Interviews dokumentieren nicht nur Elemente aus dem – in der Regel für die Interpretin „eigentlich" thematisch relevanten – Wissensvorrat der Interviewten, sondern natürlich auch – zumeist interpretativ ignorierte – Elemente aus dem Wissensvorrat der Interviewerin. Und Interviews stellen darüber hinaus eben auch Dokumente des kommunikativen Handlungsablaufs dar. Mit diesem dokumentarischen Aspekt beschäftigen sich *innerhalb der Soziologie* insbesondere die Konversations-, Gesprächs- und Gattungsanalyse: „Das ‚Mittel', nämlich das kommunikative Geschehen des Interviews und das ‚Vermittelte', nämlich die Ereignisrekonstruktion, bedingen sich wechselseitig... Weder ist das eine reine ‚Form', noch ist das andere reiner ‚Inhalt'." (Luckmann 1988a, S. 7). Das Interview ist also Zugangsmittel zur sozialen Wirklichkeit einerseits und konstituiert andererseits selber einen spezifischen Wirklichkeitsausschnitt.

Da folglich grundsätzlich *alles*, was man von einer und über eine Interviewpartnerin in Erfahrung bringen kann, grundsätzlich auch dazu beitragen kann, diesen Menschen, auch als Typus, zu *verstehen*, muß das im Bereich „qualitativer" Sozialforschung inzwischen weitgehend etablierte Prinzip des sich erst allmählich nach theoretischen Gesichtspunkten spezifizierenden „Datenfischens" auch interviewtechnisch umgesetzt werden.

Diese Technik des „theoretischen sampling", wie sie insbesondere Glaser (1978) entwickelt hat, besagt ja bekanntlich, daß – anstelle der in der konventionellen Sozialforschung üblichen Vorabfestlegung der Untersuchten – bzw. Befragtenpopulation – die Auswahl der zu untersuchenden Fälle im Verlauf der Feldforschung selber – eben auf der Grundlage des sich entwickelnden *theoretischen* Interesses – zu treffen ist. Dadurch läßt sich (und darin liegt sozusagen der forschungs-*ökonomische* Gewinn diese Strategie) die Datengenerierung zunehmend *fokussieren und stukturieren*, bleibt aber zugleich auch offen für Explorationen neuer, unerwarteter Ereignisse, Handlungsabläufe und Interaktionskonstellationen. Das Sampling hat sich dabei an theoretischen Fragen zu *orientieren*, und zugleich hat die zu entwickelnde Theorie die Datenerhebung zu *kontrollieren* (vgl. auch Bulmer 1979).

Die Theoriebildung erfolgt also im wesentlichen in zwei Stufen: Aus dem Umgang mit je konkretem Material werden zunächst *Theorien mittlerer Reichweite* gebildet, also Theorien, die sich auf den untersuchten Gegenstandsbereich beziehen. Auf der zweiten Stufe werden *formale Theorien* gebildet, die auf der *Komparation* von Theorien mittlerer Reichweite beruhen. Diese Technik der „konstanten Komparation" von Daten und Theorie, die von Glaser und Strauss favorisiert wird, ordnet einerseits das aus dem offenen Zugang resultierende, thematisch sensiblisierende und deshalb (zunächst) erwünschte „Chaos des Erlebens" der Forscherin, und sie verhindert andererseits ungesicherte theoretische Spekulationen, bindet die Theorie zurück ans empirische Material, metaphorisch ausgedrückt: Die Datenerhebung verläuft im wesentlichen „trichterförmig" (vgl. dazu ausführlicher Honer 1989 und 1993).[4]

Auf diesem „Trichterprinzip" basiert auch das explorative Interview, das sich strukturell (also in unterschiedlich präzise voneinander abgesetzten Distinktionsgraden) durch mehrere kommunikationsstrategisch variierende Gesprächsphasen kennzeichnen läßt. Das Konzept der Mehrphasigkeit hat meines Erachtens den Vorteil hochgradiger Flexibilität und technischer Pragmatik: Typisierungen

4 Der damit implizierte Forschungsprozeß entspricht in seinen wesentlichen Grundzügen der von Glaser und Strauss (1967) entwickelten Konzeption der „Grounded Theory" (vgl. hierzu z. B. auch Brown 1973, Charmaz 1983). Anselm Strauss hat dazu (1987 bzw. 1991) eine methodisch-verfahrenstechnische Ergänzung bzw. Präzisierung sowie zusammen mit Juliet Corbin (1990) ein didaktisches „Rezeptbuch" vorgelegt.

und Hypothesen werden – entsprechend der Technik der „konstanten Komparation" – im Verlauf der Gespräche, theoretisch reflektiert, aus dem Material selber gewonnen und dienen so stets auch der Vorbereitung auf und der Sensibilisierung für die nachfolgenden Gesprächseinheiten.

4. Sich gut unterhalten

„... ich werde niemals begreifen, warum Sie dies oder jenes sagen. – Sehr einfach. Um die Leute zum reden zu bewegen. – Und wenn sie nicht wollen? – Jeder liebt es, von sich zu sprechen. Aus dieser Erkenntnis schlägt auch mancher Quacksalber Kapital. Er ermutigt die Patienten, zu ihm zu kommen, sich hinzusetzen und ihm allerlei zu erzählen. Wie sie als Zweijährige aus dem Kinderwagen fielen, wie ihre Mutter eine Birne aß und der Saft auf das gelbe Seidenkleid tropfte und wie sie als Baby den Vater am Barte zupften. Und dann sagt er zu ihnen, in Zukunft werden sie nicht mehr an Schlaflosigkeit leiden und nimmt ihnen zwanzig Shilling ab, die sie ihm gern zahlen, *denn sie haben sich ja so gut, so ungewöhnlich gut unterhalten.* Und vielleicht schlafen sie danach. – Wie lächerlich, Monsieur Poirot! – Nein, es ist gar nicht so lächerlich, wie Sie denken, Mademoiselle Jane. *Es basiert auf einem grundlegenden Bedürfnis der menschlichen Natur: dem Bedürfnis, zu sprechen, sich zu offenbaren*" (Christie 1987, S. 127).

In diesem kleinen Dialog hat die große Agatha Christie sozusagen beiläufig formuliert, was ich die Prämisse explorativen Interview-Verhaltens schlechthin nennen würde: daß Menschen sich in aller Regel gerne mitteilen, wenn man ihnen eine „gute" Gelegenheit dazu gibt, d. h., wenn man sie an *ihren eigenen* Relevanzen orientiert und in *ihrer eigenen* Sprache zu Wort kommen läßt.[5] Idealerweise sollte deshalb in der ersten Phase eines explorativen Interviews in einem *quasi-normalen Gespräch* zunächst der gemeinsame thematische Gesprächsrahmen grob umrissen werden: „Die Fragestellung ... soll möglichst offen sein, so daß der Befragte die Kommunikation weitestgehend selbst strukturiert und damit die Möglichkeit hat zu dokumentieren, *ob* ihn die Fragestellung überhaupt interessiert, ob sie in seiner Lebenswelt – man sagt auch: seinem Relevanzsystem – einen Platz hat und wenn ja, *unter welchem Aspekt* sie für ihn Bedeutung gewinnt." (Bohnsack 1991, S. 19).

5 Menschen reden aber auch z. B., weil sie hilfsbereit sind oder/und weil sie dafür bezahlt werden. Beeinträchtigt hingegen wird die Bereitschaft zu reden z. B. dadurch, daß Menschen nicht verstehen, was man überhaupt von ihnen (wissen) will, daß sie sich unter (Zeit-)Druck gesetzt fühlen, daß sie sich an Dinge, die sie gefragt werden, nicht (gut) erinnern können und/oder daß es um Dinge geht, deren Thematisierung ihnen unangenehm ist (vgl. dazu Gordon 1980, S. 88 ff.). Derlei ist bei der Interviewführung natürlich zu berücksichtigen.

Da explorative Interviews typischerweise entweder über vorgängige Interaktionen „im Feld" oder durch schriftliche und/oder telefonische Kontaktaufnahme der – interessierten – Forscherin mit der – für das Anliegen der Forscherin erst hinlänglich zu interessierenden – nachmaligen Gesprächspartnerin zustande kommen, hat sich die zu Interviewende in aller Regel anhand der ihr zugänglichen Vor-Informationen schon (jedenfalls bis auf weiteres) *für* das Gespräch entschieden. Infolgedessen kann die Interviewerin erfahrungsgemäß damit rechnen, daß sich ihr Gegenüber zwischenzeitlich einschlägige Gedanken gemacht hat und – nach dem einleitend wiederholten und vielleicht präzisierten Themeninteresse durch die Forscherin – bereitwillig ihren von ihr mehr oder minder vorbereiteten Part übernimmt.

5. Das quasi-normale Gespräch

Da sich die befragten Menschen – ebenso wie die konventionell arbeitenden Sozialforscherinnen – ein Interview typischerweise jedoch als einseitiges Frage-Antwort-Verhältnis vorstellen, tendieren sie dazu, ihre anfänglichen Äußerungen überblicksartig kurz zu halten, auch wenn man als explorative Interviewerin normalerweise zu verdeutlichen versucht, daß sich das Informationsinteresse auf die persönlichen Erfahrungen und/oder die besonderen Relevanzen der Befragten richtet, weshalb sich erst im Gesprächsverlauf (Nach-) Fragen entwickeln würden. Die hiermit möglicherweise einhergehenden Irritationen der Interviewpartnerin lassen sich erfahrungsgemäß über eine Entdramatisierung, eine Veralltäglichung der Situation des Miteinander-Redens auffangen und abbauen (vgl. auch Burgess 1982).

Diese „Normalisierung" kann z. B. dadurch geschehen, daß die Forscherin in dem Maße und in der Weise ihr problemspezifisches Wissen und ihre thematischen Interessen artikuliert, wie es den im jeweiligen Kontext kulturell üblichen Gewohnheiten des Miteinander-Redens entspricht, also wie es nach Kriterien alltäglicher Kommunikationskompetenz sequentiell angebracht erscheint. Denn ein Gespräch ist ja formal dadurch gekennzeichnet, daß *jede* Beteiligte sowohl den Part der Sprecherin als auch den der Hörerin übernimmt. Diese „Rollen" sind dabei grundsätzlich reziprok und normalerweise nach dem Prinzip „immer eine nach der anderen" verteilt. Das heißt aber nicht nur, daß (in der Regel) immer nur *eine* spricht, sondern es heißt auch, daß tatsächlich eine auch immer *spricht*.[6] Wer je gerade den Part der Sprecherin übernimmt, *darf*

6 Die Momente gemeinsamen Schweigens stellen normalerweise höhere „Management"-Anforderungen an die Beteiligten als die Gelegenheiten, bei denen man sich gegenseitig „ins Wort fällt" bzw. bei denen man eben gleichzeitig spricht.

also nicht nur, sie *muß* vielmehr sprechen. Andererseits verpflichtet der Sprecherinnenwechsel die bisherige Sprecherin nicht nur zum Schweigen, er entlastet sie zugleich auch von der Verpflichtung, etwas zu sagen. Er verschafft ihr also, und das ist für diese Interviewtechnik der quasi-normalen Gesprächsführung eben sehr bedeutsam, eine Gelegenheit, sich zu sammeln und sich auf ihren nächsten Redezug vorzubereiten (vgl. dazu Haubl 1982, S. 74 ff.; vgl. auch Bergmann 1982).

Dadurch also, daß auch die Interviewerin „etwas zum Besten" gibt, daß sie Fragen, Nachfragen, Be- und Anmerkungen, deutliche Zustimmung, kleine Geschichten, ja sogar gelegentlich einmal verhaltenen Widerspruch formuliert, daß sie ihr sachliches Engagement bekundet und sich als lern- und wißbegierig zeigt, *stimuliert* sie ihr Gegenüber so gut wie mit keiner anderen Interviewtechnik dazu, „aus sich herauszugehen", sozusagen „existentielles" Interesse am Thema zu entwickeln und – nicht zuletzt – für weitere Kontakte und „ungewöhnlichere" Arten des Miteinander-Redens aufgeschlossen zu sein. Denn wer einen „Plausch" hat, wer sich bei einer Unterhaltung mit einer anderen auch selber „gut unterhalten" fühlt, ist in aller Regel sehr viel lieber bereit, auch nochmals „mit sich reden zu lassen", als die, die sich abgefragt und „ausgeholt" wähnt.[7]

In der ersten Phase des explorativen Interviews soll also sowohl vermieden werden, die Gesprächspartnerin gleich in ein für sie externes Relevanzsystem zu pressen, als auch soll vermieden werden, sie unvermittelt in eine völlig künstliche, „non-direktive" Kommunikationssituation zu zwingen, d. h., der Zweck des quasi-normalen Gesprächs besteht unter anderem darin, „natürliche" Interaktionsbarrieren, wie sie zwischen Fremden grundsätzlich üblich sind[8], abzubauen und so die (trotz der kulturell durchgesetzten lutheranisch-

7 Für die Interviewerin allerdings ist diese (pseudo-) gemütliche Atmosphäre natürlich keineswegs gegeben. Sie ist vielmehr – gesprächstechnisch gesehen – ausgesprochen stark gefordert, wenn sie mehr will als einfach „den Dingen ihren Lauf zu lassen". Interviewtechnisch ist ein solches quasi-normales Gespräch nämlich deshalb so schwierig, weil man dabei tatsächlich in ein Gespräch „*verwickelt*" wird und infolgedessen stets „Zug um Zug" und unter dem (Zeit-)Druck, sich dem „normalen" Kommunikationsablauf anzupassen, agieren und reagieren muß: Jedes Gespräch entwickelt sozusagen seinen eigenen Rhythmus, d. h., es entstehen implizite Erwartungen über die Dauer von Redezügen und die Geschwindigkeit von Sprecherinnenwechseln, die, wenn sie spürbar über- oder unterschritten werden, zumindest von den Beteiligten als irritierend empfunden werden, und die unter Umständen das Gespräch destruieren können. Das bedeutet, daß Planung und Realisierung kommunikativer Sequenzen ständig ineinandergreifen, und daß man während des Gesprächs *auch als Interviewerin* wenig Chancen hat, auf nicht-routinisierte Verfahrenswissensbestände zu rekurrieren. Quasi-normale Gespräche zu führen, lernt man mithin vor allem dadurch, daß man sie eben führt.

8 Zwar ist typischerweise jedem Menschen bekannt, daß es auch Situationen gibt, in denen wir bereit sind, gerade einer völlig Fremden Dinge von uns anzuvertrauen, deren Thematisierunguns selbst gegenüber engen Freundinnen und Vertrauten unmöglich wäre. Dieses Sich-

freudianischen Tradition der Gewissenserforschung – Soeffner 1992) nach wie vor relativ außergewöhnliche Kommunikationssituation des Interviews zu veralltäglichen.[9] Selbstverständlich soll aber auch mittels dieser Interviewtechnik vor allem die Befragte zur Darstellung und Erörterung ihrer subjektiven Sicht der anstehenden Thematik angeregt werden. Denn auch das quasi-normale Gespräch ist kein wirklich *normales* Gespräch, weil eben immer ein situationstranszendierendes (Informations-) Interesse der Interviewerin besteht[10], aber es trägt strukturell in besonderem Maße dem Umstand Rechnung, daß das Interview eine *gemeinsame, wechselseitige* Situation von wenigstens zwei Kommunikationsteilnehmerinnen darstellt (vgl. dazu auch Witzel 1982).

6. Spezielle Interviewtechniken

Die zweite Phase des explorativen Interviews kann – je nach Forschungsbedingungen und Interaktionssituationen – entweder deutlich (durch zeitliche Distanz und oder explizite kommunikative „Markierungen") von der quasi-natürlichen Gesprächsführung abgesetzt oder in einer Art von fließendem Übergang mit der ersten Phase verwoben bzw. aus ihr herausentwickelt werden. In dieser zweiten Phase rekurriert die Forscherin, je nach Erkenntnisinteresse, typischerweise entweder auf Prinzipien des Experteninterviews oder auf Prinzipien des biographischen Interviews – oder auf beide.

6.1 Erzählungen hervorlocken: Das biographische Interview

Mit dem *biographischen* Interview ist hier im wesentlichen das von Fritz Schütze entwickelte, auf das Hervorlocken lebensgeschichtlicher *Narrationen*

Offenbaren geschieht jedoch gerade unter der Prämisse, daß die Gesprächssituation einmalig ist, und daß man folglich erwarten kann, der Fremden nicht mehr zu begegnen. Für die valide Erforschung subjektiver Erfahrungen ist eine solche „Einmaligkeit" des Kontaktes jedoch nachgerade kontraproduktiv, weil die Rekonstruktion der Perspektive des anderen Menschen typischerweise in einer möglichst umfassenden Annäherung an dessen Er-Lebenszusammenhang den größtmöglichen Erfolg verspricht.

9 Es ist wohl trivial darauf hinzuweisen, daß die besondere Qualität dieser ersten Interviewphase, die gerade darin liegt, so zu reden, wie gewöhnliche, nicht intim bekannte Leute eben normalerweise miteinander reden, natürlich durch den Versuch, an einem bestimmten Leitfaden festzuhalten, stark vermindert wird (vgl. hierzu Hopf 1978).

10 Diese Technik resultiert also nicht etwa aus forschungsethischen Bedenken dagegen, die Gesprächspartnerin auszuhorchen, sondern – im Gegenteil – aus der strategischen Absicht, sie besser zum Reden zu bringen – auch über „problematische" Dinge (vgl. in diesem Sinne auch Douglas 1985).

abzielende Gesprächsverfahren gemeint.[11] Dieses Verfahren basiert auf der Prämisse, daß es eine durch eine geeignete „Start"-Frage evozierbare, schichtunabhängige und transkulturelle menschliche Fähigkeit gibt dafür, Geschichten zu erzählen (kritisch hierzu: Matthes 1985, Bude 1985), und daß solche Erzählungen vergangene Erlebnisse und Erfahrungen hinlänglich adäquat zu repräsentieren vermögen, weil sie sozusagen „selbstverständlichen" *Zugzwängen* (Kondensierungs-, Detaillierungs- und Gestaltschließungszwang) unterliegen, die zur (von der Befragten ungewollten) Artikulation „kognitiv komplexer und/oder für den Informanten bei Bekanntwerden riskanter bzw. potentiell entblößender Sachverhalte" führen (Schütze 1977, S. 51).

Schütze geht deshalb davon aus, daß die Erzählung *das* sprachliche Genre sei, aus dem sich Orientierungsstrukturen ehemals faktischen Handelns relativ verläßlich rekonstruieren lassen, weil eine Erzählung z. B. dann und nur dann gelinge, wenn die „Kongruenz der Relevanzsysteme" kommunikativ bestätigt wird, wenn also die Rezipientin der Erzählerin laufend signalisiert, daß sie deren thematisches und interpretatives Interesse teilt. Diese erzählgenerierenden „Bestätigungen" soll (damit die genannten Zugzwänge nicht ausgesetzt werden) die Interviewerin aber nicht verbalisieren, sondern „lediglich" ständig *nonverbal* (mimisch, gestisch) und parasprachlich signalisieren. Ihre Funktion ist also strikt beschränkt auf die Rolle einer *aktiven Zuhörerin*.

Aus diesem *relativen* Schweigen der Interviewerin darf nun allerdings keineswegs geschlossen werden, ihr Verhalten sei tatsächlich *non-direktiv*. Die einem narrativen Interview ausgesetzte Befragte wird – gegenüber typischen alltäglichen Konversationsgewohnheiten – vielmehr einem Quasi-Experiment (im Garfinkelschen Sinne) unterworfen: Ihre für kommunikative Situationen basalen Handlungsregeln werden absichtsvoll irritiert, und die parasprachlichen und nonverbalen Gesprächsstützen der Interviewerin haben der „Probandin" gegenüber einen durchweg taktischen bzw. strategischen Charakter: es geht dabei immer um die „Hervorlockung" dessen, was diese „eigentlich nicht" bzw. „nicht so ohne weiteres" von sich geben wollte.

Die von Riemann (1987) neben den Voraussetzungen, daß 1. die Erzählerin in das erzählte Erlebnis hinreichend involviert war, und daß 2. die Erzählung thematisch begrenzt ist, für den erfolgreichen Rückschluß von autobiographischen Darstellungen auf Ereignisabläufe genannte *dritte* Bedingung für das Gelingen eines narrativen Interviews, nämlich daß keine Möglichkeit der Vorbereitung auf das Geschichtenerzählen möglich gewesen sein darf, scheint mir dazu allerdings *nicht* unabdingbar.

11 Vgl. zu dessen Anwendung neben Schütze 1976, 1977, 1982, 1983, 1984 z. B. auch Dornheim 1984; Riemann 1987, Hermanns et al. 1984, sowie Hermanns 1991.

6.2 *Wissensbestände rekonstruieren: Das Experteninterview*

Das *Experteninterview* als spezielle Befragungsform, die eine „offene" Form der Durchführung verlangt, ist vor allem von Lewis A. Dexter (1970) ausgearbeitet und neuerdings in methodologisch-methodischer Hinsicht von Michael Meuser und Ulrike Nagel (z. B. 1991 und 1994) diskutiert worden. Die Besonderheiten von Experten- bzw. Eliten- bzw. Spezialisten-Interviews bestehen Dexter zufolge vor allem darin, daß sich Angehörige gesellschaftlicher Funktionseliten ungern die Situationsdefinition, und das heißt hier konkret: die Gesprächsstrukturierung aus der Hand nehmen lassen, und daß sie oftmals (ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt) die Korrektheit und Relevanz der einer standardisierten Befragung zugrundeliegenden Thesen in Zweifel ziehen (vgl. auch Robinson 1960, Aberbach et al. 1975). Das *situationsflexibel* gehandhabte Leitfadeninterview hingegen, das – und das ist im Hinblick auf das Gelingen von Expertengesprächen wohl entscheidend – *auf der Basis von möglichst umfassendem, einschlägigem Vorwissen der Forscherin* konzipiert wird, erlaubt es, situativ-subjektiven Themensetzungen und Relevanzstrukturierungen der Gesprächspartnerinnen weitgehend Rechnung zu tragen (vgl. hierzu auch schon Hurd 1959, Lerner 1956–57).

Die wesentlichste Differenz zwischen einem Experteninterview und einem standardisierten (Umfrage-)Interview besteht darin, daß beim ersteren die Interviewerin ihren Fragekatalog nicht direktiv verwendet, um eine optimale Vereinfachung der Vergleichbarkeit ihrer Daten zu erzielen, sondern als Angebot für ein informiertes Gespräch und um es sozusagen „jederzeit zu vergessen" gegenüber den Relevanzsetzungen – auch und gerade gegenüber den unerwarteten, außergewöhnlichen und abweichenden – der Befragten. Die wesentlichste Differenz zwischen einem Experteninterview und einem biographische Narrationen evozierenden Interview hingegen besteht im divergenten *inhaltlichen* Interesse, das den beiden Befragungstechniken typischerweise zugrundeliegt: Das biographische Interview zielt vor allem auf *egozentrierte* Erfahrungen, auf „Selbsterlebtes" der Gesprächspartnerin ab, das Experteninterview zielt vorwiegend ab auf die Rekonstruktion von bei der Gesprächspartnerin vermuteten, besonderen Wissensbeständen bzw. von besonders umfassendem, detailliertem oder exklusivem Wissen über besondere Wissensbestände und Praktiken.[12]

Ähnlich grenzen auch Meuser und Nagel in ihrer für die einschlägige Applikation interpretativer Methodik programmatischen Arbeit (1991) das

12 Nicht so sehr gegenüber der „Betroffenen", sondern gegenüber dem „Menschen auf der Straße" (Schütz 1972) bzw. dem „Laien" (Sprondel 1979) erscheint eine wissenssoziologisch interessierte Sonderstellung der Expertin plausibel (vgl. dazu Hitzler 1994, Gross 1984).

Experteninterview gegenüber anderen, insbesondere anderen „offenen" Gesprächsverfahren ab. Allerdings erscheint mir der von Meuser und Nagel zur Definition der „Expertin" vorgeschlagene, apriorische Antagonismus von „Gesamtperson" und „Funktionsträger im organisatorischen Zusammenhang" für die Interviewführung problematisch, denn es verstellt das Interesse an den *subjektiven* Relevanzen thematisch relevanter Gesprächspartnerinnen, deren Bedeutung für die erwartete „Expertise" keineswegs ad hoc, sondern erst im Verlauf einer von zeitlichem Druck und von den pragmatischen Zwängen der Interviewsituation freigesetzten Materialinterpretation geklärt werden kann. Entgegen den von Meuser und Nagel geäußerten Vorbehalten ist ein gelegentliches „Abgleiten" der Gesprächspartnerin in private Dinge deshalb weniger als „Störung" bzw. als „Mißlingen" des Interviews, denn als Chance dafür zu betrachten, den Datenfundus zu erweitern.

Diese beiden Formen der Befragung in der zweiten Phase des explorativen Interviews lassen sich *prinzipiell* also durchaus miteinander kombinieren – und zwar sowohl im Sinne einer Hintereinanderschaltung als auch im Sinne einer Durchmischung der Hervorlockung biographischer Erzählungen und der Rekonstruktion spezieller Expertenschaft. Die häufige Konzentration auf *eine* Form der Gesprächsführung resultiert eher aus knappen Zeitbudgets der Interviewpartnerinnen und/oder aus anderen forschungspragmatischen Beschränkungen als aus methodologischen oder verfahrenstechnischen Unvereinbarkeiten.

7. Exploriertes fokussieren und strukturieren

In der dritten, sozusagen „reflexiven" Phase des explorativen Interviews kann eine nochmalige Zuwendung zum bisherigen Interviewverlauf und seinen vermeintlichen Erträgen erfolgen. Appliziert werden hierbei also Prinzipien des von Robert Merton und Patricia Kendall (1945–46 bzw. 1979) so genannten „fokussierten Interviews", d. h., aus den thematisch relevanten Topoi der Interviews der bisherigen beiden Phasen kann man einen offenen, auf das gemeinsame Thema bzw. auf gemeinsame (Interaktions-)Erfahrungen bezogenen Leitfaden bilden, um die in den bisherigen Ausführungen verbliebenen bzw. durch sie aufgekommenen Fragen zu explorieren (vgl. dazu auch Lamnek 1989, S. 78 ff.). Dadurch erhält man, ohne in der Aufbereitung und Darstellung des Materials die Besonderheiten des Einzelfalles zu vernachlässigen und zu explorierende Wissensvorräte in apriori-Kategorien zu zwängen, eine zuverlässige Basis zum Aufbau differenzierter Typologien von Handlungsabläufen und von Einstellungs- und Darstellungsschemata.

Denn einer der gewichtigsten Gründe, die gegen das standardisierte Interview sprechen, ist meines Erachtens die *interpretative Naivität*, mit der dabei in der Regel Daten im wörtlichen Sinne *hergestellt* werden: Daß „geschlossene" Fragen ohnehin eher zu einer Interpretation des Sinns der *Fragestellung* bzw. der *Frageformulierung* und der *Antwortvorgaben* Anlaß geben, als dazu, die ausgewählte Antwortmöglichkeit näher zu betrachten, liegt wohl auf der Hand. Interessanter sind die sogenannten „offenen" Fragen in standardisierten Interviews[13]: Einschlägige eigene Erfahrungen haben mir nämlich gezeigt, daß auch bei diesen (scheinbar) „offenen" Fragen der Kontext der Frage, d. h. die Kommunikationsform Fragebogen, und damit die (sanktionierte) Erwartungshaltung, sich „auf das Wesentliche" zu beschränken, von den Befragten antizipiert und akzeptiert wird. Weil jedoch entscheidend ist, *wer* in der Befragungssituation bestimmt, was „das Wesentliche" ist bzw. zu sein hat, sind „offene" Fragen in einem standardisierten Interview schon verfahrenstechnisch nicht vergleichbar mit Fragen und Stimuli in einem nichtstandardisierten, explorativen Gespräch – einschließlich der im Interview generierten Nach-Fragen der dritten Phase.

Beim explorativen Interview orientiert sich der *Verlauf* des Gesprächs am Relevanzsystem der Befragten, beim standardisierten Interview muß sich die Befragte auf das Relevanzsystem der Forscherin einlassen. Daß viele der von der Forscherin apriori erfundenen Fragen und Probleme auf die „eigene Situation" der Befragten nicht oder nur schwerlich zutreffen, ist dabei noch das kleinere, in der Regel durch Datenbereinigungsmaßnahmen zu eliminierende Problem. Schwerwiegender ist, daß die Interviewte mit Fragen konfrontiert wird, die sie sich *selber* überhaupt nicht stellt, und die sie nun nicht nur zu bedenken, sondern auch *sogleich* zu entscheiden gezwungen wird.[14] Dadurch in Gang gesetzte, aber nicht im Fragebogendesign vorgesehene Assoziationsketten der Befragten hingegen werden im standardisierten Interview bereits wieder systematisch ignoriert, während im explorativen Design – auch während der dritten Phase – weiterführende Gedanken, zusätzliche Ausführungen, anekdotische Exkurse, spontane Gegenreden und dergleichen mehr bewahrt und systematisch sowohl in die Gesprächsführung als auch in die (hermeneutische) Interpretation aufgenommen werden.

Polemisierend zugespitzt: Beim standardisierten Interview wird nicht nur ein externes Relevanzsystem „verordnet", es wird durch die schematische

13 Hierbei sind halbstrukturierte (mit dem Item „Sonstiges" oder „Anderes") zu unterscheiden von den dezidiert „offenen" Fragen, die typischerweise durch einen möglichst knapp, einfach und präzise formulierten Fragesatz oder durch eine der Frage vorgeschaltete Beispieldarstellung gekennzeichnet sind.

14 Deshalb suggeriert auch das Fragebogen-typische Antwort-*Beispiel* zumindest der Struktur nach, was zu sagen ist, auch wenn bzw. gerade wenn es der Befragten schwerfällt, überhaupt zu antworten.

Protokollierung auch ein gegenüber den fragebezogenen Gedankengängen der Interviewten völlig künstlicher, d. h. vielfach gefilterter und (um-)interpretierter Text produziert, noch bevor überhaupt das beginnt, was im Rahmen dieser Erhebungstechnik als „Datenauswertung" zur Kenntnis genommen wird. Beim explorativen Interview hingegen wird die Konstellation aus Fragender und Antwortender in Annäherung an die alltägliche Kommunikationssituation des Gesprächs „entdramatisiert", der Gesprächsverlauf wird interaktiv, sozusagen „Schritt für Schritt" entwickelt, und das, was der Gesprächspartnerin wichtig ist, wird von der Forscherin auch „bis auf weiteres", also zumindest bis zur postinterpretativen Gegenentscheidung, als wichtig angesehen und behandelt. Moderne Aufzeichnungstechniken und elaborierte Notationssysteme (für einen Überblick vgl. bereits Ehlich/Switalla 1976) ermöglichen schließlich, das Gespräch so zu transkribieren, daß der entstehende Text dem tatsächlichen Interviewgeschehen hinlänglich „gerecht" wird.

8. Chancen und Grenzen

Zu betonen bleibt somit einmal mehr die *interaktive* Struktur des Interviews schlechthin (als einer kommunikativen Gattung) und die daraus resultierende Forderung nach *situativer* Flexibilität beim Interviewen.[15] Gerade in der beim explorativen Interview systematisch angelegten Möglichkeit, als kompetente Interviewerin sozusagen „bei Bedarf" zu wechseln zwischen dem Part der interessierten, aber relativ schweigsamen Zuhörerin, dem der involvierten, engagierten Gesprächspartnerin und dem der „lästigen" Nach- und Rück-Fragerin, sehe ich eine der wesentlichsten Stärken nicht-standardisierter gegenüber standardisierten Befragungsformen.

15 Um die Bedeutung einer möglichst flexiblen Interviewstrategie auch an einem Beispiel aus inzwischen zurückliegender eigener Feldarbeit (vgl. Honer 1993) zu demonstrieren: Es hat relativ lange gedauert, ehe ich bei einem meiner Explorationsgespräche mit Heimwerkern realisiert hatte, daß mir der Interviewte ständig – ohne es nun dezidiert auszusprechen – zu vermitteln versuchte, daß ihm das Selbermachen *nicht* wichtig sei, während ich mich immer wieder aufs Neue bemühte, an den von ihm gegebenen Hinweis anzuschließen, daß er relativ *viel* heimwerke. Erst als ich dieses von mir zunächst als „Aneinander-Vorbeireden" begriffene Gesprächsverhalten als ein „Gegeneinander-Reden" realisiert hatte, meine „Sturheit" aufgab und mich einfach erst einmal auf das einließ, was *ihm* wichtig war, konnte er den Eindruck gewinnen, es sei ihm gelungen, sich mir so zu vermitteln, wie er sich gesehen wissen wollte, und damit sozusagen die „Anführungszeichen" zu setzen zu seinen dann für mich höchst ergiebigen Ausführungen zum Do-It-Yourself. Ich wende mich mit diesem Beispiel vor allem gegen die auch in Anleitungen zu sogenannten „qualitativen" Interviews immer wieder in den Vordergrund gerückte Aufforderung, das Gespräch auf das zurückzubringen, was die Interviewerin als „das Thema" ansieht.

Hinsichtlich seiner Relevanz für „qualitative", besser: ethnographische Forschungsdesigns insgesamt ist das explorative Interview ein „kompensatorisches" Erhebungsinstrument, das überall dort zur Datengenerierung nützlich ist, wo es nicht gelingt, „natürliche" Daten zu gewinnen bzw. durch eigene unmittelbare Erfahrung intime Kenntnisse und Kompetenzen im Hinblick auf das Forschungsthema zu erlangen, d. h., das explorative Interview bietet – trotz des unvermeidlichen Anschauungs- und Erfahrungsverlustes gegenüber etwa beobachtender Teilnahme – im Verhältnis zu standardisierten Befragungsdesigns bessere Chancen, die Perspektiven und Relevanzen der Menschen wenigstens mittelbar einzuholen.[16]

Aber auch dieses über Interviews rekonstruierbare Wissen liegt typischerweise nicht nur „platt zutage"[17], es steckt vielmehr zum Teil mehr, zum größeren Teil aber weniger ausdrücklich, im Gesagten (nicht unbedingt „zwischen den Zeilen" des transkribierten Textes, sondern eher in den Konnotationen des Ausdrücklichen), denn: „Motive sind verständliche und feststellbare Gründe des Dafürhaltens, Ursachen dagegen haben nicht die Verständlichkeit von Gründen: es handelt sich um Leidenschaften, Vorurteile, Gewohnheiten und auch um Zwang, der von sozialen Umständen ausgeht" (Schütz/Luckmann 1979, S. 226). Und da wir – erkenntnistheoretisch gesprochen – davon ausgehen können, daß das, was wir als „Wirklichkeit" betrachten, nichts anderes sein kann als ein Wissensphänomen, besteht die Kunst nun bei der *Auswertung* von Interviews (wie auch von anderen Texten) ganz grundsätzlich darin, strukturelle Unterschiede im „Haben", in der kognitiven Verfügbarkeit und kommunikativen Explikationsfähigkeit verschiedener Elemente und Arten von Wissen zu erkennen und interpretativ zu berücksichtigen.[18] Aber das ist, wie man so sagt, eine andere Geschichte. [19]

16 *Idealerweise* operiert eine explorativ-interpretative Sozialforscherin natürlich methodenplural (vgl. z. B. Lofland 1976; Schwartz/Jacobs 1979), und das Interview ist dabei nicht mehr als *ein* zweckdienliches Verfahrensrezept zur Erzeugung verbalsprachlicher Daten, das neben anderen verwendet wird. Deshalb hier die Etikettierung als ein „kompensatorisches" Instrument.

17 Mangelnde Vor-Kenntnisse über das Feld, das eben deshalb exploriert werden soll, und die Voraus-Setzung einer Gesprächspartnerin als Feldmitglied verführen leicht zu der alltagspraktischen Annahme, die jeweilige Gesprächspartnerin bilde in ihrer verbalen „Performanz" eben ihre einschlägigen Erfahrungen ab. Für eine sozialwissenschaftliche Rekonstruktion des typischen Sinns typischer Handlungen in einem bestimmten thematischen Feld ist der naive (Kurz-)Schluß vom Sprechen über Ereignisse und Handlungen auf die Ereignisse und Handlungen selber aber unzulässig.

18 Wobei vor allem die Differenz zwischen verschiedenen Wissensarten (vgl. dazu auch nochmals Schütz/Luckmann 1979, S. 133 ff.), insbesondere die zwischen „erlerntem, explizit darstellbarem Wissen und habituellem Handeln" (Soeffner 1989, S. 211) nicht außer acht gelassen werden darf.

19 Für Überblicke zu den Techniken interpretativer Datenanalyse vgl. z. B. Hitzler/Honer 1992, Soeffner/Hitzler 1994.

LITERATURVERZEICHNIS

Aberbach Joel D., Chesney James D., Rockman Bert A. (1975): Exploring Elite Political Attitudes. In: *Political Methodology 2*, S. 1–27.

Bergmann Jörg R. (1982): Schweigephasen im Gespräch – Aspekte ihrer interaktiven Organisation. In: Soeffner Hans-Georg Hrsg., *Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie,* Narr, Tübingen, S. 143–184.

Bohnsack Ralf (1983): *Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion*, Westdeutscher Verlag, Opladen.

Bohnsack Ralf (1991): *Rekonstruktive Sozialforschung,* Leske + Budrich, Opladen.

Brown George (1973): Some Thoughts on Grounded Theory. In: *Sociology,* No. 7, S. 1–16.

Bude Heinz (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. In: Kölner *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* 2, S. 327–336.

Bulmer Martin (1979): Concepts in the Analysis of Qualitative Data. In: *The Sociological Review,* 27, S. 653–677.

Burgess Robert G. (1982): The unstructured interview as a conversation. In ders. ed., *Field Research,* Allen & Unwin, London, S. 107–110.

Charmaz Kathy (1983): The Grounded Theory Method: An Explication and Interpretation. In: Emerson Robert M. ed., *Contemporary Field Research*, Little Brown, Boston, S. 109–126.

Christie Agatha (1987): *Tod in den Wolken,* Bern, Goldmann, München (26. Auflage).

Denzin Norman K. (1978): *The research act: A theoretical introduction to sociological methods,* McGraw-Hill, New York.

Dexter Lewis A. (1970): *Elite and Specialized Interviewing,* Evanston, Ill.

Dornheim Jutta (1984): „Ich kann nicht sagen: Das kann ich nicht." In: Jeggle Utz Hrsg., *Feldforschung,* Vereinigung für Volkskunde, Tübingen, S. 129–157.

Douglas Jack D. (1985): *Creative Interviewing,* Sage, Beverly Hills.

Ehlich Konrad, Switalla Bernd (1976): Transkriptionssysteme. In: *Studium Linguistik,* 1. Jg., 2, S. 78–105.

Glaser Barney G. (1978): *Theoretical Sensitivity,* Sociology Press, San Francisco.

Glaser Barney G., Strauss Anselm (1967): *The Discovery of Grounded Theory,* Weidenfeld and Nicolson, Chicago.

Gordon Raymond L. (1980): *Interviewing: Strategy, techniques and tactics,* Dorsey, Homewood, Ill.

Gross Peter (1984): Transformationen des Helfens unter den Bedingungen moderner Sozialstaatlichkeit. In: *Brennpunkte sozialer Arbeit,* 1, S. 31–46.

Gülich Elisabeth (1980): Konventionelle Muster und kommunikative Funktionen von Alltagserzählungen. In: Ehlich Konrad Hrsg., *Erzählen im Alltag,* Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 335–384.

Haubl Rolf (1982): *Gesprächsanalyseverfahren*, Lang, Bern.

Hermanns Harry (1991): Narratives Interview. In: Flick Uwe u. a. Hrsg., *Handbuch Qualitative Sozialforschung,* Psychologie Verlags Union, München, S. 182–185.

Hermanns Harry, Tkocz Christian, Winkler Helmut (1984): *Berufsverlauf von Ingenieuren,* Campus, Frankfurt a. M.

Hitzler Ronald, (1994): Wissen und Wesen des Experten. In: Hitzler Ronald, Hohner Anne, Maeder Christoph Hrsg., *Expertenwissen,* Westdeutscher Verlag, Oplden, S. 13–30.

Hitzler Ronald, Honer Anne (1992): Hermeneutik als kultursoziologische Alternative. In: *Kultursoziologie,* 2, S. 15–23, und 3, S. 99–103.

Honer Anne (1989): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie,* 4, S. 297–312.

Honer Anne (1993): *Lebensweltliche Ethnographie.* Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Deutscher Universitäts Verlag, Wiesbaden.

Hopf Christel (1978): Die Pseudo-Exploration. In: *Zeitschrift für Soziologie,* 2, S. 97–115.

Hurd J. (1959): Changing role in the interview situation. In: *Public Opinion Quarterly, 23,* S. 236–246.

Lamnek Siegfried (1989): *Qualitative Sozialforschung.* Band 2: Methoden und Techniken. Psychologie Verlags Union, München.

Lerner D. (1956–57): Interviewing Frenchmen. In: *American Journal of Sociology,* LXII, S. 187–194.

Lofland John (1976): *Doing Social Life: The Qualitative Study of Human Interaction in Natural Settings,* Wiley, New York.

Luckmann Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt Friedhelm, Lepsius M. Rainer, Weiß Johannes Hrsg., *Kultur und Gesellschaft* (Sonderheft 27 der „KZfSS"). Westdeutscher, Opladen.

Luckmann Thomas (1988a): *Alltägliche Verfahren der Rekonstruktion kommunikativer Ereignisse,* Manuskript eines Vortrags vor der Sektion „Sprachsoziologie", Trier.

Luckmann, Thomas (1988b): Kommunikative Gattungen im kommunikativen „Haushalt" einer Gesellschaft. In: Smolka-Koerdt, G. Spangenberg, P. M. Tillmann-Bartylla, D. Hrsg., *Der Ursprung von Literatur,* Fink, München, S. 279–288.

Matthes Joachim (1985): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* 2, S. 310–326.

Merton Robert K., Kendall Patricia L. (1945–46): The Focussed Interview. In: *American Journal of Sociology,* Vol. 51, S. 541–557 (deutsch: Das fokussierte Interview. In: Hopf Christel, Weingarten Elmar Hrsg. (1979), Qualitative Sozialforschung, Klett Cotta, Stuttgart, S. 171–204).

Meuser Michael, Nagel Ulrike (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. In: Garz Detlef, Kraimer Klaus Hrsg., *Qualitativ-empirische Sozialforschung,* Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 441–471.

Meuser Michael, Nagel Ulrike (1994): Expertenwissen und Expertenintervie. In: Hitzler Ronald, Hohner Anne, Maeder Christoph Hrsg., *Expertenwissen,* Westdeutscher Verlag, Opldeu, S. 180–192.

Reichertz Jo (1991): *Aufklärungsarbeit.* Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit, Enke, Stuttgart.

Riemann Gerhard (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie,* Fink, München.

Robinson J. A. (1960): Survey Interviewing Among Members of Congress. In: *Public Opinion Quarterly,* 24, S. 127–138.

Schröer Norbert (1992): *Der Kampf um Dominanz,* de Gruyter, Berlin.

Schütz Alfred (1972): *Der gutinformierte Bürger.* In ders.: *Gesammelte Aufsätze.* Band 2, Den Haag Nijhoff, S. 85–101.

Schütz Alfred, Luckmann Thomas (1979): *Strukturen der Lebenswelt,* Bd. 1, Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Schütze Fritz (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: *Kommunikative Sozialforschung,* Fink, München, S. 159–260.

Schütze Fritz (1977): *Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien,* Bielefeld (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1).

Schütze Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert Eberhardt Hrsg., *Erzählforschung*, Metzler, Stuttgart, S. 568–590.

Schütze Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, In: *Neue Praxis,* 3, S. 283–293.

Schütze Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli Martin, Robert Günther Hrsg., *Biographie und soziale Wirklichkeit,* Metzler, Stuttgart S. 78–117.

Schwartz Howard, Jacobs Jerry (1979): *Qualitative Sociology,* Free Press, New York.

Soeffner Hans-Georg (1989): Strukturanalytische Feldstudien. Ein Anwendungsbeispiel. In: Soeffner Hans-Georg: *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung,* Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 211–224.

Soeffner Hans-Georg (1992): Luther – Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstypus. In: Soeffner Hans-Georg: *Die Ordnung der Rituale – Punk, Papst und Politik.* Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 20–75.

Soeffner Hans-Georg, Hitzler Ronald (1994): Hermeneutik als Haltung und Handlung. In: Schröer Norbert Hrsg ., *Interpretative Sozialforschung,* Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 28–57.

Sprondel Walter M. (1979): „Experte" und „Laie". In: Sprondel W., Grathoff R. Hrsg., *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften,* Enke, Stuttgart S. 140–154.

Strauss Anselm L. (1987): *Qualitative Analysis for Social Scientists,* Cambridge University Press, New York (deutsch: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Fink, München 1991).

Strauss Anselm, Corbin Juliet (1990): *Basics of Qualitative Research,* Sage, Beverly Hills.

Witzel Andreas (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung,* Campus, Frankfurt.

Adresse der Verfasserin:
Dr. Anne Honer
Seminar für Soziologie, Hochschule St. Gallen,
Tigerbergstrasse 2, CH-9000 St. Gallen